

## Buchbesprechung I

---



Ina Hein und Isabelle Prochaska-Meyer (Hg.): *40 Years since Reversion. Negotiating the Okinawan Difference in Japan Today*. Universität Wien: Wiener Beiträge zur Japanologie 44, 2015, 277 Seiten, ISBN 978-3-900362-27-0, € 25,-

Sammelbände mit Konferenzbeiträgen, hier aus dem Jahr 2012 in Wien, haben es in sich. Als Leipziger Allerlei mit unterschiedlicher Thematik und Qualität der Beiträge sind sie bei Verlegern, Rezensenten und nicht zuletzt bei Lesern unbeliebt. Normalerweise verstauben sie ohne Schaden und Nutzen in den Regalen der Hochschulbibliotheken. Okinawa ist aber als Ochiden-

enthema akademisch so unterbelichtet und vernachlässigt, dass sich der Aufwand lohnen könnte.

Die Beiträge sind jedoch in der Tat sehr eklektisch: Je ein Aufsatz zur Annektion Okinawas durch Japan anno 1879, zur Rückgliederung von 1972 und zu den seitherigen Bürgerrechtsbewegungen, drei Artikel zu den auf Okinawa kaum noch gesprochenen Sprachen, sodann jeweils ein Aufsatz zu so diversen Themen wie der Interpretation der Ryūkyū Briefmarken-Ausgaben, der zeitgenössischen Literatur Okinawas, des Schamanismus, des Ahnenkultes und der Tourismusentwicklung auf Okinawa. Es ist sicher schwierig, sich angesichts jenes Potpourris für alle Themen gleichermaßen zu begeistern, zumal manche Aufsätze nach neuer deutscher akademischer Unsitte einen kaum lesbaren Theorie- und Definitionsapparat vorgeschaltet haben, der Doktoranden und Habilitanden zugemutet wird, den landeskundlich interessierten Leser allerdings nur zum Überblättern anregt. Manche Beiträge zeichnen sich zusätzlich durch eine enorme Hingabe zum Detail aus, seien es die programmatischen Haarspaltereien der Bürgerbewegungen, die Jahreszyklen der Briefmarkeneditionen, die Lautverschiebungen, Varianten der Geisterbeschwörungen und der letzten Schamaninnen auf irgendwelchen Inselchen, so dass sich der erstaunte Laie anschließend fragt: Sind diese liebevoll und ernstlich recherchierten Marginalien, die hier in einem sperrigen akademischen Jargon präsentiert werden, wirklich in dieser Ausführlichkeit mitteilenswert?

In einem ausgezeichneten Aufsatz leitet Stanislaw Meyer (Krakau) den Band ein. Er beschreibt die Annektion Okinawas in noch größerem Detail als wir sie schon durch George Kerr kennen. Normalerweise wurden Kolonien erworben, um Bodenschätze

und Märkte zu erobern oder wie auf Hokkaido und der Mandschurei Siedlungsraum zu schaffen. Auf Okinawa gab es dergleichen nicht. Es ging den Bürokraten des neuen Meiji-Japan eigentlich nur darum, die neuen nationalen Grenzen zu definieren und sie den Chinesen und westlichen Kolonialisten vorzuenthalten. Das gelang prompt. Als abgelegene, nach dem Erwerb Taiwans strategisch uninteressant gewordene Grenzprovinz wurden zunächst die örtlichen Gepflogenheiten, von den Tempelschulen bis zum Großgrundbesitz der Feudalherren, toleriert. Mit dem Ergebnis, dass Okinawa die ärmste und wirtschaftlich zurückgebliebenste Präfektur Japans blieb. Nur ein Netz japanischsprachiger Grund- und Mittelschulen und eine Lehrerakademie wurden errichtet. Auch das Gesundheits- und Verkehrssystem blieb unterentwickelt. Deshalb sieht Meyer nur einen „touch of colonization“: Die japanischen Hauptinseln haben eigentlich nur einen marginalen Entwicklungsbeitrag geleistet, und außer einigen Gewinnen aus dem Rohrzuckerhandel sehr wenig erhalten.

Gabriele Vogt (Hamburg) beschreibt die Bürgerbewegung zur Rückgliederung Okinawas, die hauptsächlich von Lehrern getragen, einen linken Patriotismus pflegte, der sich vom Friedensvertrag von 1952 verraten fühlte, sich gegen den Status als US-Militärkolonie wendete und wegen der fortgesetzten US-Militärstützpunkte der Bedingungen der Rückgliederung 1972 nicht froh wurde. Leider haben sich in ihren sehr lesenswerten Beitrag einige Fehler eingeschlichen. Es gab keinen Kaiser auf den Ryūkyū (S. 44), sondern 450 Jahre lang einen König aus dem Geschlecht der Shō. Es gibt auch keinen Bürgermeister von Okinawa (S. 58), gemeint war der von Naha. Und es sind nicht 49.000 Amerikaner dort 1945 gefallen (S. 49), sondern „nur“ 14.000.

Beata Bochorodyz (Posen) beschreibt ebenfalls die linke Bürgerbewegung seit der Nachkriegszeit. Bei jenen Darstellungen fällt auf, dass die zugegeben recht einseitige Sicht Tokyos unerwähnt bleibt – nämlich der „deal“: Subventionen für Stützpunkte, und dass gut die Hälfte der Bevölkerung und Wähler Okinawas dies akzeptieren – die Gesellschaft also politisch gespalten ist, und die absolute Mehrheit dem wohlfeilen Gerede von Unabhängigkeit und Autonomie, dem der Aufsatz huldigt, ohne eine wirtschaftliche Grundlage nicht folgt. Schon eher grenzwertig wirkt ein Agitprop Kurzartikel von Asato Eiko (Universität Okinawa) zum Kampf gegen die Luftwaffenbasis Henoko. Sie wertet den Terroranschlag auf Charlie Hebdo vom Januar 2015 als Anzeichen von wachsendem Nationalismus in Europa, und die Versorgung der Demonstranten vor Henoko mit Äpfeln und Süßigkeiten als Zeichen von „Selbstregierung“ (S. 99). Unglaublich, wie solch ein – mit Verlaub – Schwachsinn in Druck gehen konnte.

Patrick Heinrich (Venedig), Kawasaki Sayaka (Wien), Alexandra Jarosz (Posen) und Alfred Majewicz (Thorn) gehen den fünf verschwindenden Sprachen Okinawas nach, die man wegen ihrer großen Unterschiede zum Japanischen (und der gegenseitigen Unverständlichkeit) nicht Dialekte nennen darf. Faszinierend ist die Darstellung von Nikolay Nevskiys Wörterbuch und Lexikographie der Sprache und Sitten auf Miyako durch Jarosz und Majewski, ein Werk, das eher durch Zufall von beiden Forschern ent-

deckt und dem Vergessen entrissen wurde. Nevskiy, der sich auch um die Sprache der Ainu und um sinotibetische Sprachen wie Tangut verdient gemacht hatte, wurde zusammen mit seiner japanischen Frau 1937 in Leningrad von Stalins Schergen als angeblicher japanischer Spion ermordet.<sup>5</sup>

Sepp Linhart (Wien) interpretiert die Ausgabenpolitik der Ryūkyū Briefmarken der US-Besatzungszeit. Wenig überraschend bestätigt er den Versuch, eine separate Insel-Identität visuell zu verstärken. Motive und Anlässe sind anders als in Zentraljapan und ausschließlich okinawabezogen. Nach der Rückgliederung Okinawas sind die Okinawa-Motive der japanischen Post stets harmlose unkontroverielle Natur- und Folklore-Motive, eine Art Tourismuswerbung im Kleinen. Diese naheliegenden Einsichten werden auf 26 mit vielen hübschen philatelistischen Abbildungen verzierten Seiten ausführlich dargestellt. Doch hätten sie auch auf fünf Zeilen zusammengefasst werden können.

Ina Hein (Wien) beschreibt die „nachkoloniale“, d.h. zeitgenössische Literatur Okinawas, die sich sehr kritisch mit den aktuellen Realitäten der Insel auseinandersetzt, dem Klischee der exotischen Idylle widerspricht, teilweise auch nach lateinamerikanischem Muster in einen „magischen Realismus“ entfleucht, gelegentlich für die meisten japanischen Leser unverständliche einheimische Sprachelemente in Katakana verwendet, und etliche Literaturpreise einheimste, ohne jedoch je in eine Fremdsprache übersetzt worden zu sein – und deshalb im Ausland völlig unbekannt bleibt.

Shiotsuki Ryoko (Atomi Women's University) analysiert die Darstellung von Schamaninnen (*yuta*) in japanischen Medien. Auf den wenigen Inseln, wo sie ihr angeblich heilendes und geisterbeschwörendes aussterbendes Gewerbe noch praktizieren, handelt es sich um reifere ältere Damen. In Film und Fernsehen dagegen, die den „New Age“ Aberglauben ihrer Zuschauer bedienen wollen, sind es stets hübsche modische junge Frauen, die da in exotischer Umgebung Wunder zu vollbringen suchen. Ein ähnlich aussterbender Kult, jener der früher so wichtigen Ahnenverehrung und Geisterbeschwörung, wird von Akamine Masanobu (Universität der Ryūkyū) mit seinen unterschiedlichen Ausprägungen auf den verschiedenen Inseln dargestellt.

Schließlich beschreibt Tada Osamu (Hitotsubashi Universität) die Entwicklung des Tourismus auf Okinawa, der das Modell von Miyazaki – als palmenbestandeter Flitterwochenurlaub, der in den 60er Jahren populär war –, nach der Rückgliederung systematisch erfolgreich duplizierte. Jenes Schlusskapitel, das kurz und bündig zur Sache kommt und Neues gut belegt mitteilt, hat mir eigentlich am besten gefallen.

---

5 Nikolaj Iosifovič Konrad, Vater der russischen Japanologie, zog Nevskiys zweijährige Tochter als sein eigenes Kind auf, nachdem die Eltern ermordet worden waren. S. zu Konrad auch: Notizen 04/2016, S. 10-48.

Grundsätzlich ist zu bemerken, dass sehr viele Aufsätze klischeehaft Bezug auf die Schlacht von Okinawa nehmen, die, weil sie ein Drittel der Zivilisten tötete und die Inselkultur physisch vernichtete, zweifellos eine nachhaltige traumatische Bedeutung hat. Dennoch hat keiner der Autoren sich wirklich mit den historischen Realitäten der Schlacht befasst. Es reicht nicht aus, kursorisch den ehemaligen Gouverneur Ota Masahide zu zitieren, der damals als Jugendlicher einer „Werwolf“-Einheit angehörte und danach desillusioniert verständlicherweise zum Pazifisten mutierte. So schreibt Borchorodz (S. 72), die japanischen Behörden hätten keine Anstrengungen unternommen, Zivilisten zu evakuieren. Dies ist absolut falsch. Die – wahrscheinlich zu spät einsetzende – Evakuierung wurde im August 1944 eingestellt, als das Flüchtlingsschiff Tsushima Maru von dem US U-Boot Bowfin mit 1.500 Kindern und Frauen an Bord – ein eindeutiges Kriegsverbrechen! – versenkt wurde. Zudem wird in vielen Aufsätzen insinuiert, die 100.000 zivilen Toten der Schlacht seien als Kriegsverbrechen dem japanischen Militär zuzurechnen, die sie zu Selbstmorden zwangen oder als Spione ermordeten. Für einige Hundert trifft dies sicher zu. Tatsächlich fielen die allermeisten den unablässigen Flächenbombardements, dem monatelangen Artillerie- und Raketenbeschuss, den Todeszonen an der Front, den Flammenwerfern, Sprengstoff- und Handgranatenangriffen auf Höhlen und Unterkünfte und dem systematischen Abfackeln aller strohgedeckten Bauernhäuser durch die US-Angreifer zum Opfer. Wie kann man dann tatsächlich schreiben: „American soldiers appeared surprisingly friendly at first“ (S. 74)? Sie haben zwischen „Oki“ und „Jap“ weiß Gott keinen Unterschied und wenig Gefangene gemacht. Alles wissenschaftliche Geschwafel hilft nichts, wenn man ungeprüft US-Kriegspropaganda nachplappert. So gibt es in jenem Sammelband viel Licht, doch leider auch einigen Schatten.

Albrecht Rothacher

*Nach dem Studium der Sozialwissenschaften an der TU Berlin, an der Universität Konstanz und als Fulbright-Stipendiat an der University of Bridgeport und der Yale University in Connecticut 1982 Promotion in Internationalen Beziehungen an der London School of Economics. Seit 1984 Europäischer Beamter, zumeist im Diplomatischen Dienst der Europäischen Union, u. a. als Direktor für Öffentlichkeitsarbeit an der Asien-Europa-Stiftung (ASEF) in Singapur (2001–2005). Von 2012 bis 2015 Gesandter-Botschaftsrat an der EU-Delegation Tokyo. Seit 2016 arbeitet er im Quai d'Orsay in Paris zu Asienfragen.*